

"Spricht man in der Schweiz überhaupt noch Deutsch?"

Autor(en): **Nef, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **60 (2004)**

Heft 5

PDF erstellt am: **13.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421857>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Spricht man in der Schweiz überhaupt noch Deutsch?»

Gedanken zur Stellung des Hochdeutschen in der Schweiz und zu dessen sprachpolitischer Bedeutung

Von Ernst Nef

Die Frage: «Spricht man in der Schweiz überhaupt noch Deutsch?», ist mir neu-lich in Deutschland gestellt worden. Ich habe sie als Titel gewählt, weil ich sie provokant und damit anregend finde. Sie ist, zugegeben, ein wenig salopp formuliert: Selbstverständlich sprechen wir in der deutschen Schweiz Deutsch; wir reden ja auch vom «Althochdeutschen», vom «Mittelhochdeutschen» oder vom «Berlinerdeutsch», und so ist auch das Schweizerdeutsche eine, frei-lich dialektale, Variante der deutschen Sprache.

Memento für Deutschschweizer

Eine weitere Saloppheit in der Titelfrage dürfte vielen Deutschschweizern gar nicht auffallen, ist in der deutschen Schweiz doch oft/meist von «Schweiz» oder «schweizerisch» die Rede, wenn – wie eben in der Titelfrage – lediglich die Deutschschweiz gemeint sein kann. Das mag aus blosser Unbedachtsam-keit geschehen, wird allerdings merkwürdig und bedenkenswert angesichts der Tatsache, dass Gleiches einem italienischsprachigen Schweizer oder einem Romand nie unterläuft. Das lässt sich im Alltag bei Gesprächen wie auch in den Medien feststellen. Es handelt sich da offenbar um ein deutschschweize-risches Mehrheitssyndrom.

Wenn etwa die renommierten Herausgeber einer jüngst erschienenen An-thologie von Lyrik aus der deutschen Schweiz dieser bewusst den Titel «Die schönsten Gedichte der Schweiz» geben mit dem Hinweis: «Die schönsten Ge-dichte der Schweiz sind für die Leserinnen und Leser der Deutschschweiz eben deutsche Gedichte, so wie sie für die Tessiner italienische und für die Romands französische Gedichte sind»¹, so befinden sie sich damit auf typisch deutsch-schweizerischem Holzweg. «Les plus beaux poèmes de la Suisse» wären für

¹ *Die schönsten Gedichte der Schweiz*. Hrsg. Peter von Matt und Dirk Vaihinger. Zürich 2002.

einen Romand selbstredend Gedichte aus den vier Landessprachen; sonst würde es ebenso selbstredend etwa «Poésie de la Suisse romande» heissen, wie eben auch nie in den Medien der Westschweiz von «suisse» die Rede ist, wenn «romand» gemeint ist.

Man könnte einwenden, die Romands hätten es da auch einfacher: Während wir umständlich mit «deutschschweizerisch» hantieren müssen, steht den Welschen das elegante, kurze «romand» zur Verfügung. Nur: Das Italienische ist diesbezüglich gleich umständlich wie das Deutsche; dennoch halten es unsere italienischsprachigen Landsleute durchweg wie die Romands: «Svizzera italiana» deckt sich nicht mit «Svizzera».

Zur Lage

Versuchen wir also die Titelfrage zu beantworten, so wie sie eigentlich gemeint war: «Spricht man in der deutschen Schweiz überhaupt noch Hochdeutsch?» – Diese Frage kann verschieden verstanden und entsprechend verschieden beantwortet werden.

Zielt sie auf das ab, was etwa in Verkaufsgeschäften mit Hinweisen wie «English spoken» oder «on parle français» gemeint ist, also: «Wird man auf Hochdeutsch verstanden?», lautet die Antwort «Ja»; auch die Bücher und Zeitungen hierzulande sind ja in der Standardsprache geschrieben, und verstünden die Deutschschweizer kein Hochdeutsch, hätte das Fernsehen DRS wohl wenigstens eine Million mehr Zuschaltungen täglich.

Erkundigt sich die Frage jedoch danach, ob in der Deutschschweiz heute Hochdeutsch als Umgangssprache gesprochen wird – wie das in Zürich Anfang des vergangenen Jahrhunderts tatsächlich bei einem guten Fünftel der Bewohner der Fall war –, lautet die Antwort freilich klar «Nein».

Dieser scheinbaren Zwiespältigkeit liegt die so genannte Deutschschweizer Diglossie zugrunde. Es handelt sich dabei um eine mediale Diglossie; das heisst, die Verwendung der beiden Sprachen hängt vom Medium ab: Mündlich wird gewöhnlich Schweizerdeutsch gebraucht, geschrieben und gelesen wird jedoch üblicherweise in der Standardsprache; daher ja auch der Ausdruck «Schriftdeutsch» (von Ausnahmen – wie dem nationalen Parlament oder den Gerichten, wo in aller Regel Standardsprache gesprochen wird; dem Fernsehen, wo neben dem Dialekt auch Standardsprache gesprochen wird, oder dem «Chatten», das [schriftlich] oft im Dialekt geschieht – sei hier abge-

sehen). Dabei sind die beiden Sprachvarianten zwar eben grosso modo medial getrennt, jedoch insofern gleichwertig, als auch in der Umgangssprache (Dialekt) auf allen Sprachebenen kommuniziert wird, also prinzipiell alles ausgedrückt werden kann.

«Fremdsprache» Hochdeutsch

Gelegentlich hört man in der Deutschschweiz, Hochdeutsch sei für uns halt eine Fremdsprache. Wenn man es überhaupt mit Sprache nicht so genau nehmen will, mag das hingehen. Aber schon ein einfacher Versuch mit einem Kind vor dem Fernseher könnte einen da über die eklatante Ungenauigkeit stutzen machen: Selbst ein («fernsehfähiges») schweizerdeutsches Kind, das noch nie Hochdeutsch gehört hat – falls es das heute noch gibt! – wird nach kurzer Zeit verstehen, was auf ARD vorgeht; setzt man es dann aber vor ein Programm auf TSI oder TSR, wird man merken, was eine «Fremdsprache» wirklich ist.

Wir sind übrigens, ohne Fremdsprachen zu sprechen, ja alle schon in unserer Muttersprache mehrsprachig. Die Sprache, die wir mit Schulbeginn lernen, auch wenn es anfangs noch auf Schweizerdeutsch geschieht, ist nach der sozial und kulturell begrenzten Kindersprache bereits unsere erste Zweitsprache.

In Bezug auf die Deutschschweiz von Hochdeutsch als «Fremdsprache» zu reden ist jedoch nicht bloss falsch, sondern auch fahrlässig, weil schädlich. Die Standardsprache wird uns dadurch unnötig verfremdet, und dies trägt mit bei zu einem falschen Bild vom Verhältnis Schweizerdeutsch/Hochdeutsch.

Ein Bild mit fatalen Trugschlüssen

Über das Verhältnis des Schweizerdeutschen zum Hochdeutschen hat Friedrich Dürrenmatt geschrieben: «In vielem ist das Verhältnis des Schweizerdeutschen zum Hochdeutschen ähnlich wie dasjenige des Holländischen zum Deutschen. Nur wurde das Holländische zu einer Schriftsprache, das Schweizerdeutsche nicht. Auf den Schriftsteller bezogen: Der deutschschweizerische Schriftsteller bleibt in der Spannung dessen, der anders redet, als er schreibt. Zur Muttersprache tritt gleichsam eine «Vatersprache». Das Schweizerdeutsche

als seine Muttersprache ist die Sprache seines Gefühls, das Deutsche als seine «Vatersprache» die Sprache seines Verstandes, seines Willens, seines Abenteurers.»²

Was Dürrenmatt hier sorgfältig mit «Muttersprache» und «Vatersprache» («gleichsam»!) zu umschreiben sucht, wird gern viel gröber verstanden. «Mutter» und «Vater» sind ja mythisch belastete Begriffe (auch wenn allenfalls das dahinter stehende traditionelle Verständnis der Geschlechterrollen als historisch durchschaut wird): Von der Mutter lernt das Kind die Sprache, «Mutter» ist jedoch auch Herkunft, Gefühl, Bauch, Herz, Ursprung, Urgrund; «Vater», das ist Verstand, Kopf, Regeln, Autorität.

Der Trugschluss: «Der Dialekt kommt von Herzen, das Hochdeutsche vom Verstand», liegt da nahe. Dann muss nur noch das Herz eben als besser und Verstand, Autorität als verdächtig gelten, und schon ist das Verhältnis Schweizerdeutsch/Hochdeutsch so gründlich ideologisch eingefärbt, dass allein schon die Verwendung der Mundart als ein Ausdruck angeblicher Echtheit und Authentizität ausgegeben werden kann.

Als läge es an der Sprache! Als ob man auf Schweizerdeutsch nicht ebenso gut lügen könnte wie auf Hochdeutsch oder auf Französisch! Dass wir im Alltag uns in unserer Mundart wohler fühlen als im Hochdeutschen, hat nichts mit diesen Sprachen, sondern mit ihrer Beherrschung zu tun. Wir sind nicht gewohnt, unsere Gefühle auf Hochdeutsch zu formulieren, weil wir in der Regel keine Gelegenheit haben, dies im Alltag zu üben. Hinter den Dioskuren «Muttersprache»/«Vatersprache» steht nichts anderes als die mangelnde Übung; die ist allerdings eine Tatsache.

Weshalb überhaupt Hochdeutsch reden?

Wir reden unter uns Dialekt und schreiben und lesen Standardsprache (in Bezug auf Letzteres darf, besonders nach der PISA-Studie, das «wir» freilich nur eingeschränkt gelten). Weshalb sollen wir neben Dialekt auch noch Hochdeutsch reden?

Zwei Hauptgründe seien hier hervorgehoben:

² Friedrich Dürrenmatt: *Persönliches über Sprache*.

In zunehmendem Masse reicht ja eine Berufung auf das Reden-unter-uns nicht mehr aus: In der heutigen Welt sind wir nicht mehr einfach bloss «unter uns». Besonders mit Blick auf die schweizerische Sprachenpolitik kann die mündliche Sprachkompetenz im Dialekt allein nicht genügen. Nicht zu Unrecht ist das Ansinnen, Tessiner oder Romands sollten Schweizerdeutsch verstehen, als «Mundartimperialismus» bezeichnet worden (wie oben erwähnt: «Deutschschweiz» ist nicht gleich «Schweiz»!), zumal die Kenntnis des Schweizerdeutschen unsern anderssprachigen Landsleuten ausserhalb der doch relativ kleinen Deutschschweiz nichts nützt. Die Aussicht, dass möglicherweise verschiedensprachige Schweizer sich bald miteinander im neu erlernten Englisch unterhalten werden, das heisst in einer Sprache, die keiner der Gesprächspartner wirklich differenziert beherrscht, ist ja auch nicht gerade eine frohe.

Zum zweiten Grund ein Zitat von Hugo Loetscher, dem nichts beizufügen ist: «Dank und kraft des Hochdeutschen nimmt die deutsche Schweiz am grösseren Kulturraum der deutschen Sprache teil, erlangt in ihm Präsenz und kreative Chance. Nun bedeutet die Vernachlässigung des gesprochenen Hochdeutschen nicht nur Terrainverlust, sondern auch Qualitätsverlust. Eine Sprache ist so weit lebendig, als sie gesprochen wird. Konversation wie Debatte sind nicht blosse Anwendung von Sprache, sondern auch Experimentierfeld und Laboratorium, sprachliche Auseinandersetzung mit Alltag und Aktualität; was ist Aktualität anderes als Konfrontation mit Gegebenheiten, die auch nach verbaler Bewältigung verlangen. Ohne kontinuierliche Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit degradiert die Sprache zu dem, was man Schriftsprache nennt, eine unglückliche Bezeichnung, irreführend, da sie den Anwendungsbereich der Sprache des Kreativen ihrer Mündlichkeit beraubt.»³

Auch in der Deutschschweiz gilt als ein allgemein anerkanntes Bildungsziel die mündliche und schriftliche Beherrschung einer voll ausgestalteten Kultursprache. Dem würde wohl niemand widersprechen. Aber in der Praxis haperts.

Weshalb wollen wir nicht?

In Abwandlung eines Karl-Valentin-Zitats könnte man sagen: Können täten wir schon, aber tun tun wir nicht. Anscheinend wollen wir nicht; und die Barrieren haben wir uns selber aufgebaut.

³ Hugo Loetscher: *äs tischört und plutschins*. Vontobel-Stiftung, Zürich 2000, S. 29.

Da ist einmal die erwähnte ideologische Barriere des Gegensatzes von «Herz» und «Verstand». Ihr liegt, wie gesagt, unsere mangelnde Übung des Umgangs mit Gefühlen auf Hochdeutsch zugrunde.

Neben der fehlenden Übung trägt wohl ein anderer Umstand ebenfalls dazu bei, dass die Mundart mit Herz und Gefühlen, die Standardsprache dagegen eher mit Verstand und Regeln in Verbindung gebracht wird: Während die Regeln der hochdeutschen Grammatik selbstverständlich in der Schule gelernt beziehungsweise bewusst gemacht werden, ist von solchen Regeln des Schweizerdeutschen allgemein so wenig die Rede, dass gelegentlich sogar gemeint wird, es gebe sie nicht. Selbst noch Gymnasiasten, die bereits Latein, Englisch und Französisch lernen, können erstaunt sein ob der Feststellung, dass im Schweizerdeutschen so etwas doch relativ Wichtiges wie eine ganze Zeitform, nämlich das Präteritum, fehlt! Der regelhafte Kunstcharakter der Sprache ist uns zwar in Bezug aufs Hochdeutsche bewusst, jedoch nicht in Bezug auf unsern Dialekt. Dies leistet natürlich dem Missverständnis Vorschub, im Dialekt sei – auf wunderbare Weise – um solche Künstlichkeit herumzukommen.

Zudem stellt unsere mangelnde Übung an sich schon eine Barriere dar: Es entsteht ein eigentlicher *Circulus vitiosus*: Weil wir das Hochdeutsche nicht üben, können wirs nicht so gut; weil wirs nicht so gut können, genießen wir uns, es zu sprechen, also üben wirs nicht; weil wir das Hochdeutsche nicht üben ...

Was lässt sich tun?

Mit einer Verminderung der selbst errichteten Barrieren wäre bereits viel geholfen. Für die Privatfrau/den Privatmann wie für die Medienschaffende/den Medienschaffenden und die Lehrenden – auch bzw. gerade wenn sie mit der lange anhaltenden 68er-Mundartwelle gross geworden sind – bedeutet dies etwa:

Abbau der ideologischen Verketzerung der Standardsprache und Abbau der emotionalen Überhöhung der Mundart; Dialekt und Standardsprache gegeneinander auszuspielen entbehrt tatsächlich jeder Vernunft.

Mündliche Aktivierung des Hochdeutschen, einer Sprache, die wir ja eigentlich können.

Keine Gefühle von Minderwertigkeit, weil wir Hochdeutsch nicht so gewandt oder so akzentfrei reden, wie wir vielleicht möchten; auch der so genannten Helvetismen brauchen wir uns nicht zu schämen; das schweizerische Hochdeutsch (Standardsprache) ist wie das deutsche oder österreichische Hochdeutsch eine der «nationalen Varietäten» des Deutschen.⁴

Möglichst früh Hochdeutsch reden in der Schule. (Warum nicht bereits im Kindergarten?) Bedenken wegen des Schocks durch das unvertraute Hochdeutsch beim Schuleintritt, vor dem man die Deutschschweizer Kinder in den ersten zwei Schuljahren bewahren möchte, dürften mittlerweile durch die frühe Eingewöhnung beim Fernsehen hinfällig geworden sein. Und den fremdsprachigen Kindern ist sowieso mit Hochdeutsch mehr gedient als mit der Mundart, die sie ja nebenbei von ihren schweizerdeutschen «Gschpänli» lernen.

Hochdeutsch sollte in der Schule möglichst durchweg gebraucht werden; nicht nur im offiziellen Lehrgespräch, sondern z. B. auch bei persönlichen Anweisungen. Sonst wird eben wieder, wenn auch ungewollt, die fatale ideologische Trennung untermauert: Lehrstoff (Verstand-)Hochdeutsch, persönliches Gespräch (Herz-)Dialekt.

Nützlich wäre überdies, neben dem Deutsch-Grammatikunterricht in der Schule gelegentlich auch über den Dialekt zu reden, gerade im Vergleich zum Hochdeutschen etwa; nicht dialektpflegerisch (im betulichen Sinn), sondern um bewusst zu machen, dass das Schweizerdeutsche ebenso wenig direkt vom Herzen kommt wie irgendeine andere Sprache und ebenfalls einen künstlichen und komplizierten Code darstellt. Sprachpflege ist im Wesentlichen ja nichts anderes als Förderung des Sprachbewusstseins, in welcher Sprache auch immer.

Wie verschieden man mit dem Problem Schweizerdeutsch/Standardsprache umgehen kann, sollen zum Schluss zwei (nicht erfundene) Fallbeispiele zeigen:

In eine dritte Primarklasse, in der bereits Hochdeutsch als Unterrichtssprache gilt, tritt neu ein Schüler aus Deutschland ein. Die Lehrperson fühlt sich durch die Gewandtheit des Jungen im Hochdeutschen offenbar herausgefordert und

⁴ Vgl. ... das diesbezüglich theoretisch und materialmässig grundlegende Werk von Ulrich Ammon: *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin 1995.

kommentiert vor der Klasse dessen «ungewöhnliche Art», Deutsch zu reden. Der Junge ist dadurch offensichtlich verunsichert; jedenfalls legt er sich innerhalb weniger Monate mündlich für die Schule ein zweites Deutsch zu, das der Holprigkeit des Hochdeutschen seiner Klassenkameraden und der Lehrerin in nichts nachsteht.

Im andern Fall ist es eine vierte Klasse (was jedoch wohl ohne Belang ist), in die ebenfalls ein Schüler aus Deutschland eintritt. Die Lehrperson fühlt sich ebenfalls durch die Gewandtheit des Jungen im Hochdeutschen offenbar herausgefordert und kommentiert ebenfalls vor der Klasse dessen Deutsch: «Ei, du sprichst aber gut Deutsch; so gut kann ja ich es nicht einmal! Da können wir ja alle von dir lernen!» Der Junge strahlt; und tatsächlich alle, Kinder wie Lehrperson, sprechen innerhalb eines Jahres ein merklich gewandteres Deutsch als früher, einige Kinder so gewandt wie der deutsche Junge und gewandter als die Lehrperson.

Wir brauchen nicht in uns zu gehen und uns zu genieren, wenn wir mangels Übung uns vielleicht nicht ganz zu Hause fühlen beim Hochdeutschreden; die Vertrautheit stellt sich mit der Übung ein. Falls wir, wo es geboten, Hochdeutsch reden; andernfalls freilich ...

(Zuerst erschienen in: Die multikulturelle Schweiz, Jahrbuch 2002/2003 der Neuen Helvetischen Gesellschaft. Zürich/Chur 2003)